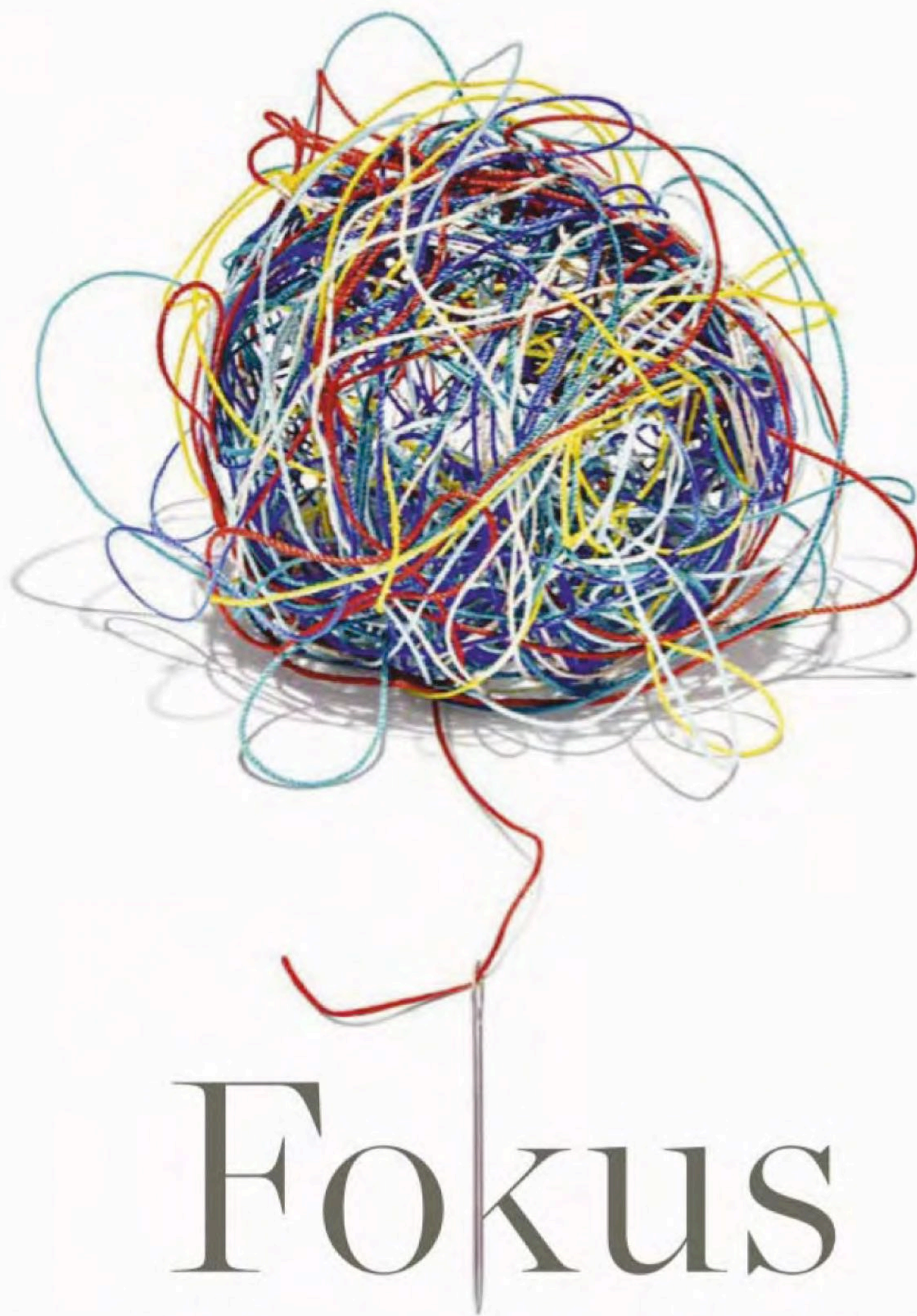


GEO

AUSGABE 02 2019

GEO

Die Welt mit anderen Augen sehen



Fokus

*Weniger Ablenkung, mehr Klarheit: Wie wir lernen,
uns auf das Wesentliche zu konzentrieren*

GLETSCHER

Auf der Jagd nach
dem letzten Eis

EXTREM-THERAPIE

Können Würmer
Menschen heilen?

MELASSEFLUT

Bostons klebrige
Katastrophe

KOLIBRIS

Die federleichten
Kraftprotze



4 190249 808003 02

Deutschland 8,00 € Schweiz 13,00 sfr Österreich 9,00 €
Benelux 9,50 € Griechenland 10,80 € Italien 10,30 € Portugal (cont.) 10,30 € Spanien 10,30 € Tschechien 320,00 CZK



AFRIKA-EXPEDITION, TEIL 2

Im Herzland des Sambesi

An den Victoriafällen mag sich koloniales Erbe inszenieren lassen, doch stromabwärts liegt die eigentliche Schatzkammer des Kontinents. Zwei GEO-Reporter haben den ungestümen Fluss wochenlang bereist. Jenseits der Wasserfälle fanden sie weite Natur und nahezu unberührte Wildnis

Fotos: Franck Vogel, Text: Michael Stührenberg

VICTORIA FALLS BRIDGE

Seit gut 100 Jahren verbindet die filigrane Stahlbrücke Sambia und Simbabwe. Im Royal Livingstone Express lassen sich Touristen wie zu kolonialen Zeiten zum besten Aussichtspunkt über dem Wasserfall kutschieren



KARIBA-STAUSEE

Die Tonga sind keine geschickten Fischer, ihre Erfahrung reicht nur wenige Jahrzehnte zurück. Eine Talsperre zwang das Volk von Bauern und Hirten aufs Wasser, wo sie heute mit viel zu feinen Netzen Heringe fangen

D

DIE VICTORIAFÄLLE sind ein philosophischer Ort. Hier lässt sich das Wesen unterschiedlicher Betrachtungsweisen begreifen. Denn sei es von oben herab oder von ganz unten, sei es aus der Nähe oder aus der Ferne: An den Victoriafällen scheinen unsere Blicke niemals ein und dieselbe Realität zu erfassen.

STATION 4 – VICTORIAFÄLLE

„Eine Szenerie so schön, dass selbst Engel im Flug verharren“, schrieb David Livingstone, der Afrika-Entdecker und Sambesi-Reisende, in seinen Reiseberichten über die Victoriafälle. Sie seien das Schönste, das er in Afrika je zu Gesicht bekommen habe.

Ob es in Livingstones Heimat auch so etwas gebe, soll hingegen eher nüchtern König Sekeletu gefragt haben.

Der Herrscher des ortsansässigen Kololo-Volkes begleitete den Schotten damals zum Naturwunder. Ihm war es zu verdanken, dass Livingstone diesen unvergleichlichen Höhepunkt des Sambesi an jenem 16. November 1855 „entdecken“ konnte.

Um ihn dann „Victoria Falls“ zu taufen, als Hommage an seine 8000 Kilometer entfernt regierende Königin.

Die Bewohner Sambias und Simbabwe nennen das mythische Naturschauspiel entlang ihrer gemeinsamen Grenze Mosi oa Tunya – „donnernder Rauch“. Bis auf den heutigen Tag, 164 Jahre nach dem Livingstone-Besuch, existieren hier die typisch lokalen und die typisch fremden Perspektiven.

„Traumhaft“ und „majestätisch“ findet der französische Fotograf Franck Vogel den Anblick. Am frühen Morgen

dieses Tages hat er die Fälle im Ultraleichtflugzeug überquert. Nur mit Blick von oben ließen sich die tatsächlichen Dimensionen dieses riesigen Wasservorhangs ermessen.

Die Fluten des Sambesi stürzen auf einer Breite von rund 1700 Metern in eine quer zum Flusslauf liegende, gut 100 Meter tiefe und kaum 50 Meter enge Schlucht. Mehr als 300 Meter wird der Sprühnebel von der Gewalt des Wasseraufpralls in der Schlucht in die Höhe gewirbelt.

Zu sehen ist der „donnernde Rauch“ an manchen Tagen noch in 30 Kilometer Entfernung.

Und fast immer spannt sich über ihm ein wahrlich märchenhafter Regenbogen. Ein Regenbogen, wie von Kinderhand gemalt. Nicht verblasst oder angedeutet, stattdessen: in voller Pracht auf ganzer Linie!

SEIT WOCHEN begleiten Fotograf Franck Vogel und ich den Fluss auf seinem Weg von der Quelle in einem sumpfigen Regenwald im Nordwesten Sambias in Richtung des Indischen Ozeans.

Mehr als 2500 Kilometer lang ist dieser Strom. Europäer haben sich zunächst, als sie sich Mitte des 19. Jahrhunderts nach Afrika aufmachten, nicht sehr für ihn interessiert. Weil der Sambesi nicht schiffbar ist und daher für die koloniale Erschließung keinen praktischen Nutzen aufwies.

Genau dies macht den Sambesi so interessant für uns.

Vieles hat sich am Sambesi langsamer verändert als anderswo. Am Oberlauf trafen wir „Wassermenschen“, die während der Regenzeit, wenn sich der Sambesi ganz breit macht in seinem Bett, in einsamen Hütten auf Inseln leben.

Nur per Einbaum mit der Außenwelt verbunden.

An den Victoriafällen ist von dieser Ursprünglichkeit nicht viel erhalten. Hunderttausende Besucher aus aller Welt finden sich alljährlich hier ein.

Und als wäre der Anblick nicht spektakulär genug, kann, wer will, sich an einem Gummiseil von der 128 Meter

hohen Victoria Falls Bridge in die gischtgetrübte Tiefe stürzen.

Vor einigen Jahren riss das Seil bei einer 22-jährigen Touristin, sie stürzte ins Wasser und überlebte. Ein Wunder: „Ich hatte noch am Morgen Krokodile im Wasser gesehen“, erzählte sie, als sie 40 Minuten später aus dem Wasser gezogen wurde, den Körper blau-grün voller Hämatome vom Aufprall.

Weniger Wagemutige bevorzugen eine Zugfahrt mit Dampflokomotive für 195 US-Dollar. Der „Wembley Dining Car“ wurde 1922 in London gebaut. Diniert wird auf Lederpolstern mit Silberbesteck und Kristallgläsern.

Die koloniale Nostalgie-Bahn tuckert aus einem Vorort der Stadt Livingstone bis auf die Victoriabrücke. Stimmt das Timing, so trifft sie dort zum Sonnenuntergang ein.

Kolonialer Luxus: Das ist am Sambesi eine Realität.

Von ganz unten eröffnet der Blick auf die Victoriafälle ganz andere Perspektiven. Der Sambier Pervious Katyamba arbeitet für die Firma Panorama Security. Ein lahmer Bürojob, aber einer der kuriosesten, die ich mir denken kann.

Denn das „Büro“ des 29-Jährigen hat keine Wände. Es besteht nur aus einem Stuhl und einem Tisch, auf dem eine aufgeschlagene Schreibkladde liegt.

Gerahmt von einer Wildnis aus Wasser und Regenwald, wirkt dieses Arrangement wie eine allegorische Darstellung bürokratischer Ursprünge.

Der Ort heißt Boiling Pot, gemeint ist ein Hexenkessel. Er liegt in der ersten Biegung des Sambesi nach seinem Sturz über die hohe Basaltkante. Deshalb stauen sich vor den Augen des Security-Angestellten stets aufgewühlte Wassermassen. Und kreisen dort so schäumend und brodelnd, als würde ein Riesenlöffel stetig in der braunen Suppe rühren.

„Jeder, der hierherkommt, muss seinen Namen in das Heft schreiben“, erklärt Katyamba. „Damit niemand verloren geht.“

Schon mal passiert?

„Nein.“

Gewissenhaft schreibe ich meinen Namen in die Kladde.



BÜRO MIT AUSBLICK

Unter der Victoria Falls Bridge führt Pervious Katyamba Buch: Jeden Morgen bezieht er seinen Posten am Fluss und bittet die wenigen Besucher, die hier ans Ufer treten, sich in eine Kladde einzutragen, »damit niemand verloren geht«. Ein eher einsamer Job

»EINEN VERGNÜGUNGS-PARK AM SAMBESI? DAS WERDEN WIR NICHT ZULASSEN!«

LAMECK SIMATIMBULA, SOUVENIRVERKÄUFER



STATION 4 – VICTORIAFÄLLE

Transnationaler Handel: Trevor (im blauen Hemd) und Stanford transportieren täglich rund 150 Kilogramm Mais und Reis zwischen Sambia und Simbabwe – für magere drei Dollar Gewinn pro Tag

Pervious Katyamba hat kaum zu tun und nichts zu sagen, und dies täglich von sechs bis 18 Uhr. Seit drei Jahren versieht er den Job am Hexenkessel. Für 80 Dollar im Monat. Er findet, das sei „ganz okay“.

Am Parkausgang treffen wir Lameck Simatimbula. Er nennt sich „Businessman“ und ist Souvenirverkäufer, bietet geschnitzte Elefanten, Flusspferde und Büffel, Percussion-Instrumente, traditionelle Masken, T-Shirts an. Ich kaufe für umgerechnet 75 Cent einen Elefanten, wir kommen ins Gespräch.

Ob er davon gehört hat, dass chinesische Investoren hier eine Art Disneyland bauen wollen, für rund 300 Millionen Dollar? Von diesen Plänen habe ich in sambischen Zeitungen gelesen.

Ja, sagt Simatimbula: „Aber wir lassen es nicht zu.“

Wir? Er meint den örtlichen Verband der Souvenirhändler. Dessen Präsident Fabian Siazibola hat erklärt, die Regierung in Lusaka sei drauf und dran, das sambische Ufer der Victoriafälle an einen chinesischen Unternehmer zu ver-

kaufen. Abgesandte hätten die Souvenirverkäufer bereits aufgefordert, das künftige Baugelände zu räumen. Denn hier werde bald ein Riesenrad stehen – mit dem neuen besten Ausblick auf die Victoriafälle.

„Nur über unsere Leichen“, habe Siazibola da geantwortet.

Das hört sich heldenhaft an.

Und klingt doch aussichtslos.

Die drei Sambesi-Anrainerstaaten Sambia, Simbabwe und Mosambik gehören zu Chinas wichtigsten Partnern in Afrika. Das heißt, die Volksrepublik kümmert sich hier um schier alles: vom Bau der Straßen, Flughäfen und Wasserkraftwerke bis hin zum Abbau von Rohstoffen.

Und notfalls auch um die letzten Bedenken korrupter Politiker.

EINE PERSPEKTIVE fehlt uns hier noch: der Ausblick von der Victoria Falls Bridge. Diese Brücke verbindet das linke

Ufer des Sambesi mit dem rechten, den Staat Sambia mit seinem Nachbarn Simbabwe. Gebaut wurde sie in den Jahren 1904 und 1905 – als verkehrstechnische Sicherheitsnadel, um Großbritanniens Kolonialbesitze in Afrika zusammenzuhalten. Denn diese Brücke sollte Teil der vollständigen Eisenbahnverbindung zwischen Kapstadt und Kairo werden. Das war ein Lebenstraum von Cecil Rhodes, eines führenden Akteurs der britischen Kolonialisierung in Afrika.

Der Weg zur Brücke ist leicht zu finden. Am Ausgang des Nationalparks folgt man einfach zu Fuß einer kilometerlangen Schlange von Sattelzügen.

Die Wagen braten in der Sonne, während eine Bande Paviane die Ladungen inspiziert. „Die meisten transportieren Kupfer- oder Kobaltplatten aus den sambischen Bergbaugebieten“, erklärt der Wirtschaftsjournalist Changwe Kabwe, der uns auf dieser Reise begleitet.

„Über Simbabwe gelangen sie nach Durban in Südafrika und von dort per Containerschiff etwa nach China.“

Seit Anfang der 2000er Jahre geht ein großer Teil von Sambias Produktion dorthin.

Ein aufwendiger Transport. Auch deshalb machen immer wieder Pläne für den „Zambezi Seaway“ die Runde: einen Umbau des Sambesi zum schiffbaren Wasserweg.

Es wäre ein gigantisches Vorhaben, nur mit Sprengstoff und schwerem Gerät zu realisieren: ein massiver Eingriff in die Natur. Zweck des Zambezi Seaway wäre es, ungehindert Rohstoffe aus Afrika zu extrahieren.

Zuletzt war vor sechs Jahren wieder die Rede davon; zehn Milliarden US-Dollar sollte ein „unbekannter Investor“ beisteuern, so die sambischen Medien. Doch das Projekt scheint nie wirklich voranzugehen; die Zambezi Seaway Cor-

poration hat nicht mehr zu bieten als eine veraltete Webseite und große Worte: Der Kanal wäre, heißt es dort, „das achte Weltwunder“.

Auf dem Weg zur Brücke passieren wir den sambischen Grenzposten und brauchen nicht einmal unsere Pässe vorzuzeigen. Seit dem Abtritt des Mugabe-Regimes im November 2017 haben sich Simbabwes Beziehungen zu Sambia entspannt. Die Staus vor der Einfahrt zur Brücke werden denn auch weniger durch Zollbeamte verursacht als dadurch, dass die 198 Meter lange Brücke einspurig ist.

Lastwagen können hier in der Regel nur Schritt fahren, wegen der vielen Fahrräder. Die meisten der aus Simbabwe kommenden Räder sind schwer beladen. Zwei stoppen vor meinen Füßen, ihre Fahrer lassen sich gern auf eine kurze Plauderpause ein. Sie heißen Trevor und Stanford, sind beide 27 Jahre

alt und bilden eine transnationale Handels- und Transportfirma.

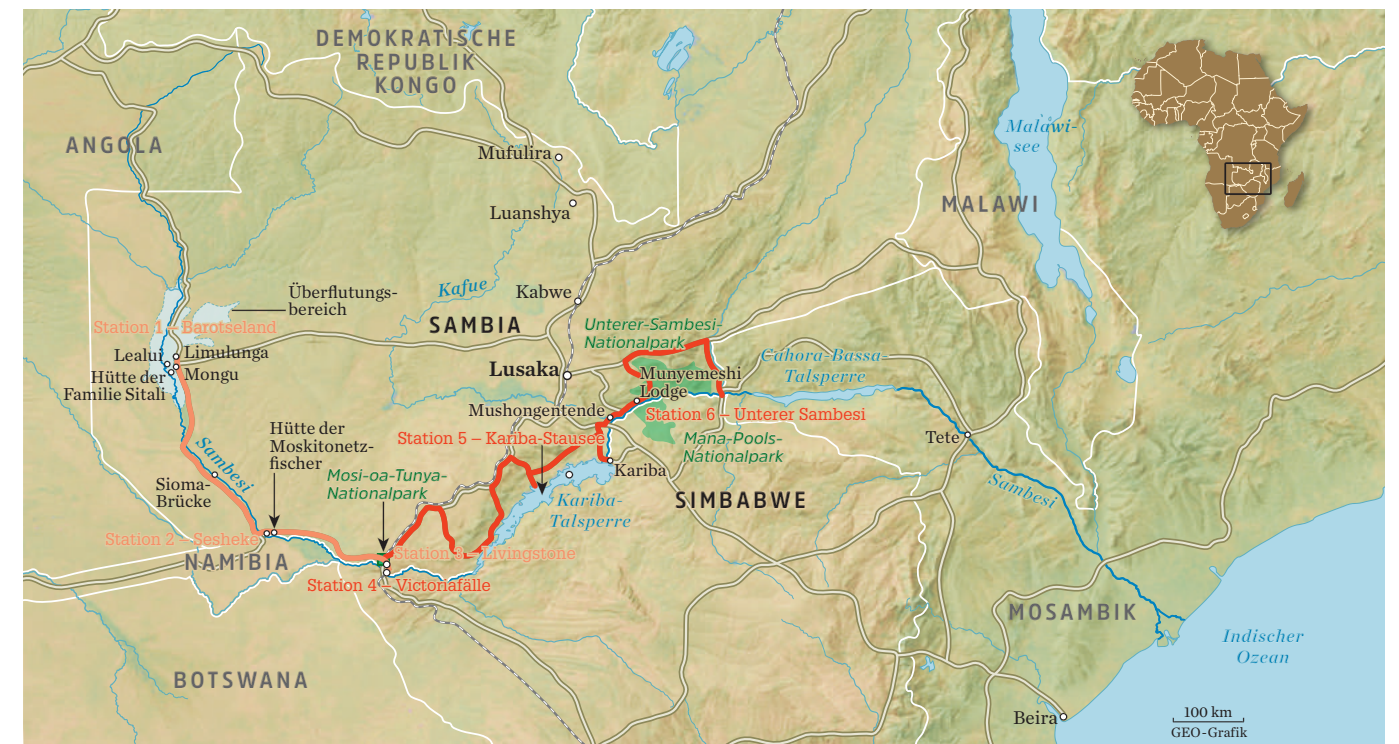
Trevor, blaues Hemd und breites Lächeln, ist der Kopf des Unternehmens: „Wir handeln mit Reis und Maismehl.“ Reis aus Simbabwe, den sie mit einem Gewinn von umgerechnet zehn Eurocent pro Kilogramm in Sambia verkaufen. Und sambisches Maismehl, für das sie ähnliche Profite in Simbabwe erzielen. Ihr Verdienst bleibt überschaubar.

Aber der Fluss als Grenze ernährt sie doch? „Yeah“, antwortet Stanford nur. In einem gelben Hemd und mit grimmiger Miene verkörpert er die Beine des Unternehmens und muss kräftig in die Pedalen treten: 150 Kilogramm Fracht über eine transnationale Distanz von 15 Kilometern. Dicke Trägerstangen verstärken das Gestell von Stanfords Fahrrad.

Ein wenig Wind kommt auf – genug, um die gewaltige Sprühwolke, die sich vom Fuß der Fälle gen Himmel wölbt,

DER SAMBESI

Vom tosenden Wasserfall in wilde Naturparks



Der Sambesi entspringt in Sambia, fließt durch Angola, zurück nach Sambia, vorbei an Namibia, Botswana und Simbabwe und erreicht in Mosambik den Indischen Ozean. Die Route des GEO-Teams: Teil 1 (GEO 01/2019) – orange, Teil 2 – rot



VICTORIAFÄLLE

1855 taufte der Entdecker David Livingstone den Wasserfall des Sambesi zu Ehren seiner Königin »Victoria Falls«. Die Einheimischen nennen ihn Mosi oa Tunya, »donnernder Rauch«, wegen der mitunter mehr als 300 Meter hohen Gischtwolke



STATION 5 – KARIBA-STAUSEE

Fanwell Simamba ist Sprecher der Tonga in der Stadt Kariba. Beim Bau der Talsperre, erzählt er, wurden viele wilde Tiere gerettet. Doch niemand scherte sich darum, dass die Tonga fast all ihr Ackerland verloren

in Richtung Brücke zu wehen. Als der Nebel sich verflüchtigt, stehen wir alle klatschnass da. Trevor lacht: „Deshalb machen wir hier ja diese Pause. Zur Erfrischung!“

HERZLAND DES SAMBESI, so haben die Briten die Region flussabwärts der Victoriafälle genannt. Der Sambesi hat hier in Hunderttausenden Jahren eine mehr als 100 Meter tiefe Schlucht in das Basalt-

gestein gefräst. Die Schlucht trennt das sambische vom simbabwischen Plateau. Links und rechts des Flusses liegen Naturparks, und in dem Canyon leben seltene Vogelarten.

Noch im 19. Jahrhundert galten die Steilwände zu beiden Seiten des Wassers als unüberwindbar. Heute zählen diese Flusskilometer zu den weltweit besten Revieren, um sich in Rafting-Schlauchbooten im Wildwasser stromabwärts treiben zu lassen.

Doch das Idyll, so erfahren wir, ist bedroht.

Die Pläne für die Batoka-Gorge-Talsperre sind zwar schon ein Vierteljahrhundert alt. Doch nun könnte es ernst werden. Rund 50 Kilometer flussabwärts der Victoriafälle soll eine 181 Meter hohe Bogenmauer den Sambesi stauen. Zwei Kraftwerke – eines am Nordufer auf der

»ÖKONOMISCH GESEHEN LEBEN WIR IM EIGENEN LAND IM AUSLAND«

CHANGWE KABWE, SAMBISCHER JOURNALIST, KRITISIERT DEN EINFLUSS AUSLÄNDISCHER INVESTOREN

Die Boote der Tonga sind nicht elegant, eher furchterregend. Die Arbeit der Fischer wird immer schwieriger: Der See ist stark überfischt, und die dünnen Erträge reichen kaum aus, um die Menschen zu ernähren



Lange wurde Sambias Reichtum in Bodenschätzen gesehen, doch die Minen zerstören die Umwelt. Langsam besinnt sich das Land auf seinen wahren Schatz: unberührte Natur

sambischen Seite, eines am Südufer in Simbabwe – könnten je rund 1200 Megawatt Leistung liefern. Im notleidenden Simbabwe wird die Energie dringend gebraucht.

Der Stausee würde vermutlich bis auf 650 Meter an die Victoriafälle heranreichen. Die Wasserfälle könnten damit womöglich den Status als UNESCO-Welterbe verlieren. Eines der wildesten Gebiete entlang des Flusses würde unter 100 Meter Wasser begraben.

Eigentlich sollten die Bauarbeiten 2018 beginnen und zehn bis 13 Jahre dauern.

Aber noch herrscht Ruhe in der wilden Schlucht.

STATION 5 – KARIBA-STAUSEE

WIE EIN STAUSEE die Natur und das Leben der Menschen verändert, sehen wir einige Tage später und rund 400 Kilometer stromabwärts in Kariba. Durch den Bau der Kariba-Talsperre in den Jahren 1955 bis 1959 entstand einer der größten von Menschenhand geschaffenen Seen der Welt, dessen Fläche mehr als zehnmal so groß ist wie der Bodensee.

Fanwell Simamba, ein würdevoller Herr im roten Sporthemd, ist Sprecher der Tonga in der Stadt Kariba. Gemeinsam sitzen wir am felsigen Ufer des Sees. Mein Blick folgt seinem ausgestreckten Arm gen Süden.

„Die Inseln da drüben“, Simamba deutet auf grüne Tupfer in der blauen Grenzenlosigkeit aus Himmel und Wasser.

„Ist das alles, was von Ihrem einstigen Land übrig geblieben ist?“, frage ich. Simamba nickt stumm.

Der schlanke Greis mit dem kahlgeschorenen Kopf erzählt, wie die Tonga aus ihrem Paradies vertrieben wurden. Als das Wasserkraftwerk entstand, war sein Volk, damals rund 57 000 Männer, Frauen und Kinder, gezwungen, in die trockene Steppe oberhalb der Sambesi-Schlucht umzusiedeln.

Dort zu überleben schien unmöglich. „Hirse konnte da nicht gedeihen. Die



Rinder verdursteten, und Tsetsefliegen machten uns das Leben zur Hölle.“

Die weiße Regierung kümmerte sich mehr um die Tiere als um die Tonga. Gerührte Fernsehzuschauer in aller Welt konnten mitverfolgen, wie Rhodesien Ende der 1950er und Anfang der 1960er Jahre im Rahmen der „Operation Noah“ rund 6000 Großtiere – Elefanten, Büffel, Impalas, Nashörner, Löwen, Warzenschweine, Leoparden, Zebras – vor den steigenden Fluten des Stausees aus dem Tonga-Land evakuierten.

»DER SAMBESI-SCHLANGEN-GEIST, DER UNS BESCHÜTZT? DAS WAR ABERGLAUBE«

FANWELL SIMAMBA,
SPRECHER DER TONGA

DIE TONGA ABER verloren nicht nur ihre Heimat, sondern auch ihre Identität. Aus Bauern mussten Fischer werden. Ein Symbol für diesen dramatischen Wandel fährt in diesem Moment vor uns mit ohrenbetäubendem Knatzen über den Kariba-See. Ein typisches Tonga-Fischerboot, zusammengedengelt aus Altmetall. Und von derart skurrilem Aussehen, dass man es für ein Requisit aus einem der „Mad Max“-Filme halten könnte.

Die Fangtechnik ist nicht sehr kompliziert. Das Boot ist ausgerüstet mit einem zwischen zwei Stangen gespannten Moskitonetz. Bei Nacht fährt die Tonga-Armada hinaus, schaltet irgendwo die Motoren ab und lässt die Netze einen Meter tief ins Wasser gleiten. Dann knipsen die Fischer die Glühbirnen an, die an einem Gerüst über dem Netz baumeln. Die vom Licht angezogenen Mücken verbrennen und fallen aufs Wasser, was Scharen von Kapenta anlockt, winzige Heringe. Mithilfe einer Seilrolle kurbeln die Fischer ihr Netz zurück an Bord.

So konnten die Tonga nach ihrer Vertreibung überleben, und so entwickelte sich die Fischerei in Sambia und Simbabwe zur Industrie. Allerdings wurde der Kariba-See so stark überfischt, dass nur ein Fangverbot die Kapenta-Bestände jetzt noch retten könnte.

„Wir haben den Glauben an Nyaminyami verloren“, sagt Fanwell Simamba.

Nyaminyami, der Schlangengeist des Sambesi, war einst der Schutzgott der Tonga. Die Gestalt mit dem Schlangen-

körper und dem Fischkopf sorgte stets dafür, dass der Fluss sein Volk großzügig behandelte. Noch nie haben die Tonga Hunger leiden müssen.

„Als die Weißen anfangen, den Staudamm zu bauen“, erzählt Simamba, „waren wir überzeugt, dass Nyaminyami diesen Frevel niemals zulassen würde.“ Und tatsächlich, ab Beginn der Bauarbeiten schien das Projekt wie verflucht. 1957, im Jahr der geplanten Fertigstellung, kam es zu einer höchst verheerenden Überschwemmung. Baugerüste und Maschinen wurden weggeschwemmt wie Spielzeug, Dutzende Bauarbeiter kamen ums Leben.

Aber die Weißen ließen nicht locker, brachten stattdessen ihre drei Obergötter Geld, Technik und Starrsinn zum Einsatz. Also schickte Nyaminyami in der Regenzeit 1958 noch schlimmere Fluten als im Vorjahr. Die Verluste an Menschenleben betrugen nun schon rund hundert.

Die Weißen bauten weiter.

1959 wurde das gigantische Wasserkraftwerk in Betrieb genommen. Seine Leistung beträgt 1320 Megawatt, das meiste davon fließt in den Copperbelt im Norden Sambias. Wie Nabelschnüre



Frauen aus einem nahe gelegenen Dorf waschen Wäsche und Geschirr im Unterlauf des Sambesi. Noch ist das Wasser dort klar, doch der Ausbau der Minenwirtschaft gefährdet die Wasserqualität des Flusses

verbinden Hochspannungskabel den Sambesi mit dem sambischen Bergbau- und Industriegebiet.

Nyaminyami hat verloren.

UND DIE TONGA-FISCHER flüchten sich in freikirchliche Trostgesänge. Derart inbrünstig singen sie hier jetzt für den Herrn, dass man sich wünschte, Jesus würde endlich auch einmal auf dem Kariba-Stausee wandeln.

„Nyaminyami war doch nichts als Aberglaube“, weiß Fanwell Simamba, der seine täglichen Gebete in der Kirche der Heilsarmee verrichtet.

Manch einer in Kariba aber rechnet immer noch fest mit einem spektakulären Comeback von Nyaminyami. Diesem Endzeitszenario zufolge wird der Fluss-

gott die Staumauer einreißen. Experten haben Hergang und Ausmaß einer solchen Katastrophe kalkuliert: 181 Millionen Tonnen Wasser würden durch das Sambesi-Tal donnern und dabei auch die rund 500 Kilometer flussabwärts gelegene Cahora-Bassa-Talsperre in Mosambik mitreißen. Die Gesamtzahl der Opfer müsse man auf 3,5 Millionen Menschen schätzen.

Die Experten erklären die möglichen Ursachen allerdings nicht mit einem Rachefeldzug des großen Flussgeistes. Zum einen quillt der Beton durch chemische Zersetzung auf, heißt es. Zum anderen hat herabstürzendes Wasser das Auffangbecken an der Basis der Staumauer von ursprünglich zehn auf fast 90 Meter Tiefe ausgespült, was die Statik beeinträchtigt.

Und da der künstliche See durch sein enormes Gewicht zudem verantwortlich ist für zahlreiche kleinere Erdbeben,

bereitet die Standfestigkeit des Bauwerks den Ingenieuren ernsthafte Sorgen. Eine französische Firma ist nun dabei, das Auffangbecken umzubauen – der erste Schritt einer groß angelegten Rettungsaktion.

Fanwell Simamba, der mich am Nachmittag auf die Straße über die Talsperre führt, blickt seelenruhig hinab in die schwindelerregende Tiefe.

Kein Problem zu erkennen.

Also lässt er seinen Blick weiter dem abfließenden Sambesi folgen, bis dieser sich in einer grünen Hügellandschaft verliert. „Hätte Nyaminyami die Macht und den Willen dazu gehabt, dann hätte

Der Unterer-Sambesi-Nationalpark gehört zu den ursprünglichsten Gegenden Sambias. Für die Menschen in den Dörfern bedeutet das jedoch meist: tiefe Armut

STATION 6 – UNTERER SAMBESI



er den Staudamm schon damals zerstört“, sinniert er dann.

„Aber jetzt, 60 Jahre später? Das ergibt doch keinen Sinn.“

STATION 6 – UNTERER SAMBESI

JENSEITS DER Staumauer wird der Sambesi zahmer: Wie viel Wasser er führt, bestimmen nun nicht mehr nur die Regenfälle, sondern auch die Ingenieure in der Tal-sperre. Die weitläufige Ebene des Mana-Pools-Nationalparks in Simbabwe wird dennoch regelmäßig während der Regenzeit überschwemmt. Auf den Flussauen sind Elefanten, Löwen, Leoparden, Antilopen und Büffel zu sighten; in den Wäldern gedeihen noch Mahagoni- und Ebenholzgewächse.

Die vom Massentourismus bislang verschonte Region gilt als eines der unberührtesten Reservate in Afrika. Das sollte auch so bleiben. Die UNESCO, die den Mana-Pools-Park im Jahr 1984 zum Weltnaturerbe erklärte, würde diese Auszeichnung gern auch dem fast doppelt so großen Unterer-Sambesi-Nationalpark verleihen, am Flussufer gegenüber in Sambia gelegen.

Das Problem ist nur; 2011 erteilte die Regierung in Lusaka der australischen Minengesellschaft Zambezi Resources eine Lizenz für die Eröffnung einer Tagebau-Kupfermine im Herzen des Parks. Selbst für sambische Verhältnisse war dies skandalös.

Die Gegner des Projekts gingen vor Gericht, seither handelt sich der Streitfall von einer Instanz zur nächsten. 2017 änderten die Australier den Namen ihres Unternehmens von Zambezi Resources in Trek Metals. Womöglich, damit der Hohn des Ganzen weniger offensichtlich wird.

Aber trägt nicht der Staat Sambia eine große Mitschuld an den herrschenden Zuständen?

Alles, was in diesem Land messbaren Wert besitzt, haben die Nachfolger von Kenneth Kaunda, des ersten Präsidenten nach Erlangung der Unabhängigkeit im Jahr 1964, leichtfertig verschербelt. Oft zu Spottpreisen. „Ökonomisch gerechnet leben wir im Ausland“, findet

unser Begleiter, der Wirtschaftsjournalist Changwe Kabwe. „Minen, Farmen, der Handel, Hotels, Lodges – alles ist in Händen von Australiern, Kanadiern, Indern, Chinesen, Europäern und Südafrikanern.“

Kabwe lässt seinen Blick in die grüne Weite schweifen und seufzt.

„Nur die Nationalparks gehören uns noch. Fürs Erste jedenfalls.“

Afrikas Rohstoffvorkommen haben dem Kontinent nur Kriege und Unterdrückung beschert. Vielleicht liegt sein wahrer Reichtum in einer immer seltener werdenden Ressource: unberührter, wilder Natur.

AUF UNSERER letzten Ausfahrt kreuzen Flusspferde unseren Weg. Von der Munyemeshi Lodge, einer Handvoll Bungalows am Ufer in der Nähe des Unterer-Sambesi-Nationalparks, sind wir in einem kleinen Motorboot auf den Fluss hinausgefahren. In unserem Rücken liegt nun Sambia, vor unseren Augen erstreckt sich Simbabwe.

Zwischen den Ländern tummeln sich Flusspferde. Kommen wir ihnen zu nah, tauchen sie ab.

Aber nur kurz. Dann erscheinen die bulligen Köpfe mit den winzigen Abstell-ohren wieder an der Wasseroberfläche und starren uns an.

Drehen wir nicht rechtzeitig ab, grunzen sie. Dann drehen wir ab.

An der Ruderpinne sitzt Justin Taulo, der sambische Leiter der Munyemeshi Lodge. Taulo interessiert sich mehr für Elefanten. Denn der 53-Jährige hat dem König der Savanne ungezählte schlaflose Nächte zu verdanken: „Als Junge musste ich nachts die Felder am Dorfrand hüten“, erzählt er. „Ich hatte bloß einen Kochtopf und einen Knü-pel. Wenn Elefanten kamen, machte ich so viel Lärm wie nur möglich.“

Um sie zu vertreiben?

„Ja, aber meistens ließen sie sich nicht verschrecken und fraßen uns das Gemüse weg.“

Sein Geburtsort liege in der Nähe des Nationalparks, erklärt Taulo. Der Park biete den Dörflern gute Jobs. Manche

»NUR DIE NATIONALPARKS GEHÖREN NOCH UNS SAMBIERN«

CHANGWE KABWE,
JOURNALIST

arbeiten als Ranger, andere im Service. Er ist Manager, weil er von allem ein bisschen versteht: Zimmern, Tischlern, Automechanik, Boot fahren, Ausflüge organisieren, Touristen unterhalten.

Ich würde mir seinen Heimatort – er heißt Mushongentende – gern ansehen. Kein Problem, sagt Taulo. Mit dem Geländewagen wären es nicht mehr als 30 Minuten von der Lodge bis dorthin.

Also los! Im Schrittempo folgen wir der Piste, fahren Slalom zwischen den Schlaglöchern, die in der Regenzeit zu Tümpeln werden. Der Busch seitlich ist so dicht, dass der Blick selten weiter als zehn Meter reicht. Ab und zu kreuzen Impala-Antilopen unseren Weg. Und einmal sogar ein Löwe, seltsamerweise in Begleitung zweier Paviane.

Taulos Dorf demonstriert beeindruckend das Problem der Landflucht. Die Gründe für die Abwanderung sind unübersehbar: Die Hütten? Kaum mehr als ein Strohdach über dem Kopf ihrer Bewohner. Geschlafen wird auf nackter Erde, gekocht über offenem Feuer.

Der einzige sichtbare Komfort von Mushongentende sind prächtige Affenbrotbäume, die Schatten spenden.

Kein Wunder, dass Taulo von hier weggegangen ist. Sein ehemaliger Laden dient noch als Lagerschuppen für Holzkohle. Die einstige Wohnhütte der Familie Taulo hingegen steht leer. Die Lehmwände beginnen zu bröckeln.

„Wir wollen ein besseres Leben“, sagt ein Greis, der im Schatten auf dem Boden vor sich hindöst. Um ihn herum lagern Hunde, Hühner, Ziegen; ein nacktes Baby krabbelt im vertrockneten Kot der Tiere. Ihr Trinkwasser holen sich die Dörfler direkt aus dem Sambesi, der

ENTDECKE DIE SCHÄTZE ST. PAULIS.

Mit Eat the World über 100 Stadtviertel in 44 Städten
kulinarisch-kulturell entdecken.

JETZT AUCH ALS
GESCHENK-
GUTSCHEIN!
www.eat-the-world.com





»NIE WERDE
ICH VOM
SAMBESI
WEGZIEHEN!
DER FLUSS
IST MEIN
LEBEN«

JUSTIN TAULO,
HOTELMANAGER

Als Kind musste Justin Taulo Elefanten durch Topfschlagen von den Feldern seines Dorfes vertreiben. Jetzt hat er sich Ackerland auf einer Sambesi-Insel gekauft, außer Reichweite der gefährlichen Tiere

tem nicht so viel, wie weiße Farmer hier im Durchschnitt besitzen. Aber es ist auch nicht wenig.

„Und darauf habe ich ein Haus gebaut, das fast so komfortabel ist wie die Bungalows der Lodge. Darin wohnen jetzt meine Frau und die Kinder. Auf unserer eigenen Farm! Gemeinsam mit ein paar Verwandten, die bei der Feldarbeit helfen.“

Fast verschlägt es mir die Sprache, wie einer aus Mushongentende, mit derart widrigen Ausgangsbedingungen, sein Leben so souverän zu meistern versteht.

Allerdings: „Sind es jetzt Ihre eigenen Kinder, die nachts auf den Feldern Wache stehen? Und auf Kochtöpfe schlagen, wenn Elefanten kommen?“

Taulo lächelt.

„Meine Farm liegt auf einer Insel. Genau an der Stelle, wo der Kafue in den Sambesi mündet.“

Seine Farm ist eine Festung – mit dem Sambesi als Burggraben, den kein Elefant überwinden kann. Und aus diesem Zwei-Länder-Eck heraus kann Taulo die Märkte in Sambia und in Simbabwe beliefern. Mit Getreide, mit Obst und Gemüse. Mal im Motorkanu, mal mit dem Wagen.

„Jetzt arbeite ich nur noch so lange in der Lodge, bis ich weitere 1500 Dollar zusammengespart habe. So viel kostet es, um meine gesamte Farm mit einem Elektrozaun einzufrieden. Der wird die Hippos abhalten, die jede Nacht aus dem Fluss steigen und sich durch die Gemüsefelder fressen.“

Vom Dorfjungen, der auf Kochtöpfe trommelt, um Elefanten zu vertreiben, zum Hotelmanager und dann zum modernen Landwirt. Mitten in der afrikanischen Wildnis hat Justin Taulo, auf einer Insel, vom Sambesi beschützt, seinen Traum verwirklicht.

Justin Taulo ist mein größter Held am Ufer des großen Flusses. 🌍



GEO-Reporter **MICHAEL STÜHRENBERG** (l.) berichtet seit fast 30 Jahren aus aller Welt für GEO. Fotograf **FRANCK VOGEL** ist auf Flüsse spezialisiert: Außer dem Sambesi hat er bereits den Mekong, den Colorado, den Nil und den Brahmaputra porträtiert.

rund einen Kilometer von ihren Hütten entfernt fließt. Drei Frauen treffen gerade ein, mit überschwappenden Kanistern auf dem Kopf.

Viele seien schon fortgezogen.

Und der Busch wachse schnell nach. „Hier gibt es ja nicht einmal eine Schule“, fügt Taulo hinzu.

„Würden Sie gern in die Stadt ziehen?“, frage ich ihn.

Er zieht ein Gesicht, als hätte ich etwas Unflätiges gesagt. „Nie werde ich vom Sambesi wegziehen“, ruft Taulo entschieden. „Ich bin hier geboren, der Fluss ist mein Leben!“

Wir setzen uns unter einen Affenbrotbaum, er erzählt: „Seit 1997 arbeite ich in der Lodge. In all diesen Jahren habe ich den größten Teil meines Lohns gespart und dann in den Kauf von Agrarland investiert. 40 Hektar!“ Also bei Wei-

NEUE MÖGLICHKEITEN – KURZ SKIZZIERT:

VOLLTEXTSUCHE
über alle Ausgaben
und Artikel

TEXTLESEMODUS
für ein augenfreundliches
Lesevergnügen



FÜR TABLET, SMARTPHONE UND DESKTOP-PC.

DEUTSCHLANDS
GRÖSSTES REPORTAGEMAGAZIN

SCHRIFTGRÖSSE
3 Textgrößen zur
Auswahl einstellbar

**TAG- / NACHT-
LESEMODUS**
rund um die Uhr
angenehm für die Augen

Erhältlich bei:

**83%
ERSPARNIS***

NUR 1€/MONAT

eUpgrade

☆ **die optimale Ergänzung
exklusiv zu Ihrem GEO-Abo**

**16%
ERSPARNIS***

NUR 4,99€/MONAT

Flexabo

☆ **die reine Digitalausgabe
von GEO (monatlich kündbar)**

**GEO JETZT DIGITAL
ENTDECKEN!**

Telefonisch
+49 (0) 40 / 55 55 89 90

Oder online unter
www.geo.de/digital

Bitte bereithalten:

eUpgrade / Bestellnr.: 160 6915

Flexabo / Bestellnr.: 160 6916

*gegenüber digitalem Einzelverkauf

Alle Preisangaben gelten zum Erscheinungszeitpunkt dieser Anzeige und sind inklusive MwSt. und Versand. Es besteht ein 14-tägiges Widerrufsrecht. Zahlungsziel: 14 Tage nach Rechnungserhalt. Anbieter des Abonnements ist Gruner + Jahr GmbH. Belieferung, Betreuung und Abrechnung erfolgen durch DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH als leistenden Unternehmer.